

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 45

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebe du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Achte Fortsetzung

Solang sie lebt, kann ich hoffen, daß sie den Zauber wieder zurücknimmt, ihn unwirksam macht, mich wieder freigibt. Stirbt sie . . . dann bin ichrettungslos verflucht!

«Verfolgungswahn», dachte der Medicus bei sich. Laut aber sagte er:

«Und in welchem Winkel der Welt haben Sie diese Hexe aufgetrieben? Ich kann mir nicht denken, daß eine Engländerin solchen Unfug treibt.»

«Sie ist eine Zigeunerin. Ich traf sie in Alexandria. Sie werden denken, Sir, ein weißer Mann soll sich mit diesem braunen Gesindel nicht abgeben. Aber wenn Sie sie nur einmal gesehen hätten! Ich schwöre Ihnen: sie ist das schönste Weib, das es in allen fünf Erdteilen gibt. Sie hat mich behext von dem Augenblick an, wo ich sie zum erstenmal sah.»

Er schwieg, und der Medicus hütete sich, ein Wort zu sagen. Nach einer Weile begann Gilley wieder:

«Ich war mit der «Iron Duke» herübergekommen, einem dreckigen Frachter, der Baumwolle laden sollte. Aber in Oberägypten waren Unruhen ausgebrochen und die Ladung traf nicht rechtzeitig ein. Wir lagen sechs Wochen im Hafen. Gleich beim ersten Landurlaub gingen wir in die Muski, das Eingeborenenviertel. Es waren ein paar unter uns, die waren noch nie in einer orientalischen Stadt gewesen und wollten einen echten Bauchtanz sehen, nicht das Gestümper, das si in den englischen Music-Halls zeigen. Ich hatte natürlich die Führung, ich war nicht zum erstenmal in Alexandrien.

In dem arabischen Kaffee, in das wir gingen, erschien eine Zigeunerbande und zeigte ihre Künste. Degen-schlucken, Feuerfressen . . . so das übliche. Und die Frauen sagten natürlich wahr. Ich hatte Mirajah nicht gesehen, ehe sie von hinten nach meiner Hand griff, um mir aus ihren Linien zu weissagen. Als ich in ihre Augen blickte, war ich verloren . . . Ich weiß nicht, Sir, ob Sie sich schon einmal bis zum Irrsinn verliebt haben . . .»

«Doch», lächelte Stobbs, «aber es ist schon sehr lange her . . .»

«Nun also, wenn Sie sich daran erinnern können, dann wissen Sie, wie mir zumute war. Ich desertierte vom Schiff, ich lebte mit Mirajah . . . fragen Sie mich nicht, wie. Ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß es eine Zeitlang ein Paradies war. . .»

Aber ein Mann kann nicht lange im Paradies leben, Doktor. Er braucht manchmal die Hölle oder wenigstens das Fegefeuer. Und die schönste Frau der Welt . . . kurz: nach drei Monaten hatte ich es satt, ein weißer Zigeuner zu sein. Ich kann auch nicht lange auf einem Platz bleiben, Sir, und hatte Sehnsucht nach ein paar sauberen Schiffsplanken unter meinen Füßen.

Als sie es merkte, daß ich fort wollte, geriet sie in Raseri. Zweimal hat sie es mit dem Dolch versucht, aber da muß man sehr früh aufstehen, um bei Gilley etwas zu erreichen. Immerhin — er zeigte eine lange Narbe am rechten Unterarm — «dies Andenken habe ich auch von ihr. Aber es ist nicht das schlimmste . . .»

Ich heuerte auf der „City of Manchester“ an und sagte es ihr. Sie schien sich in das Unvermeidliche zu fügen. Nur die letzte Nacht sollte ich noch bei ihr sein. Ich gab nach . . . welcher Mann hätte nicht nachgegeben? Im übrigen war ich meiner ganz sicher, alle ihre Künste hätten mich vermodert, mich zurückzuhalten.

Wir tranken an diesem Abend Wein. Ich sah, wie Mirajah ein Pulver in unsere Gläser schüttete. «Gift?» fragte ich spöttisch.

«Nein», sagte sie, «das ist gegen die Träume. Ich will nicht mehr von dir träumen, wenn du fort bist, und du sollst es nicht von mir. Das heißt: vielleicht willst du? Ich jedenfalls will dich so vergessen, als wärst du nie gewesen!»

Sie trank ihr Glas in einem Zug aus. Ich zögerte einen Augenblick, dann leerte ich das meine. Aus Trotz . . . aus Grimm . . . ich weiß es nicht! Ich wollte sie so vergessen, wie sie mich.

Als ich mein Glas ausgetrunken hatte, geriet sie plötzlich in einen wilden Triumph:

«Ich habe mich gerächt! Ich habe mich gerächt! Immer wirst du von mir träumen! Tag und Nacht werde ich in deinen Gedanken bei dir sein! Nie wieder wirst du eine andere Frau lieben können . . . nie! Geh' jetzt, flieh, sofort du willst: du kannst mich nicht mehr abschütern! Ich liebe dich, ich will nach dir keinen andern Mann mehr lieben. Du aber . . . mein Fluch ist über dir! Du kannst nicht mehr lieben . . . nie mehr! Hundert Jahre lang wirkt der Trank, den ich dir gab. Mehr als hundert Jahre müßtest du leben, um wieder lieben zu können!»

Ich habe sie damals ausgelacht, Sir, und am nächsten Morgen ging ich auf mein Schiff. Als ich in England an Land ging, hatte ich Mirajah schon fast vergessen . . .»

Gilley griff nach dem Whiskyglas und stürzte seinen Inhalt hinunter.

«Aber sie ist Siegerin geblieben!» stöhnte er. «Jedermal, wenn ich eine Frau kennenlernen, die mir gefällt, tritt sie dazwischen. Ich komme mit den Weibern bis zu einem gewissen Punkte . . . aber wenn ich eben begonnen habe, Feuer zu fangen, steht Mirajah vor meinen Augen . . . und es ist vorbei!

Sind Sie mal in einer Salzwüste gewesen, Herr? Sie irren unheimlich, leidlich nach einem Trunk Wasser . . . endlich sehen Sie in der Ferne den Spiegel eines Sees. Sie reißen die letzte Kraft zusammen, gelangen an das Ufer, schöpfen mit der Hand das kühle Nass . . . und wenn Sie es mit den Lippen berühren, ist es salzig! So geht es mir mit den Frauen. Seit mehr als drei Jahren . . .

Und da sagen Sie, es gebe keine Zaubertränke! Gehen Sie nach Alexandrien, Mirajah wird Sie lehren, wie man welche braut!»

Gilley verstrummt. Nach einer Weile sagt er ruhiger:

«Als Sie mich von der Brücke herunterholten Herr, wollte ich Schluß machen. Ich hatte es wieder einmal probiert . . . zum zweiten Mal! . . . aber sie ist übermäßig stark. Sie hat ihren Triumph. Und ich habe die Hölle.

Hätten Sie mich in aller drei Teufelsnamen tun lassen, was nötig war! Einmal geschieht es ja doch! Und nun, Sie kluger Doktor, bin ich neugierig, wie Sie einem Manne meiner Art helfen wollen.»

Der Medicus nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Dann blieb er vor Gilley stehen:

«Ich kann Ihnen nichts versprechen, aber ich will versuchen, ob ich Ihnen nicht doch ein wenig helfen kann. Fast für jedes Gift gibt es ein Gegengift. Sagten Sie mir nicht, daß Sie gerne reisen?»

«Es ist das einzige, was mein Leben etwas erträglich machen kann.»

«Gut. Ich muß vielleicht in einigen Wochen eine große Reise antreten, eine Reise, die sehr lange dauern wird. Sie können mich begleiten. Ich engagiere Sie als meinen Diener. Bis zur Abreise wohnen Sie hier. Hinten, neben der Küche ist ein kleines Zimmer, dort können Sie wohnen. Einverstanden?»

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Der ehemalige Soldat schlug die Haken zusammen: «Jawohl, Sir! Und Sie sollen mit mir zufrieden sein!» Damit ging er.

«Mal sehen, der ist vielleicht ganz brauchbar», murmelte Stobbs, indem er sich einen letzten Whisky mischte. «Bin nur neugierig, was Cynthia zu diesem Reisegenossen sagen wird.»

Die Leute von Senderabad erwarten den Messias.

Drei Wochen nach seiner Notlandung in Persien saß Bob Gardener im Zuge von Delhi nach Simla. Die Karawane hatte ihn nach Karachi gebracht. Dort brauchte er nur zwei Tage zu warten bis das Postflugzeug nach Delhi startete und ihn in siebzehn Stunden über das riesige Hochplateau von Rajputana in die Hauptstadt Indiens brachte.

Er fand sie leer, wie er vorausgesehen hatte. Mit dem ersten Mai war in Indien offiziell die Sommersaison angebrochen, und die ganze Regierung, vom Vizekönig bis zum letzten Ministerialbeamten, war mit ihrem ganzen ungeheuren Troß an Dienern, Begleitmannschaften und Akten hinaufgezogen nach Simla, der kühlsten Sommerresidenz in den Vorbergen des Himalaja. Neu-Delhi mit seinen endlos langen Straßen, an denen erst spärlich Häuser stehen, mit seinen protzigen Regierungsbüuden und den Palästen der benachbarten Maharadschahs lag wie ausgestorben da.

Gardener vergrub sich einige Tage in den Kellern des Archivs, in dem es lediglich kühl war, wo er aber die Kehle voll Aktenstaub bekam, ohne das zu finden, was er suchte. Daß es wirklich vor hundert Jahren in den Diensten der Ostindischen Compagnie einen Medicus Stobbs gegeben hatte, war ihm schon in London zur Gewißheit geworden. Und mehr verrieten ihm die ehrwürdigen Scharteken im Archiv von Delhi auch nicht. Er mußte nach Senderabad, nach Barapur reisen. Wenn das Rätsel um den Medicus überhaupt zu lösen war, dann nur dort.

Senderabad liegt ganz hoch oben im Norden Indiens, an der Grenze Tibets. Es ist eine der fast fünfhundert sogenannten unabhängigen indischen Fürstentümer, die ihre inneren Angelegenheiten völlig selbstständig regeln, d. h. in denen der Maharadschah auch heute noch unumschränkter Herrscher ist und sein Land nach der Art der alten orientalischen Despoten regiert. Insbesondere die Grenzstaaten gegen Tibet und China werden kaum je von einem Europäer betreten; weder die Regierung noch die Fürsten sehen derartigen Besuch gern. Jedenfalls bedarf es der ausdrücklichen Erlaubnis der indischen Regierung, um sich in diese Gebiete zu begeben. Und darum saß Bob Gardener jetzt im Zuge nach Simla, um sich diese Erlaubnis zu holen. Daß er sie erhalten würde, schien ihm sicher. Er vertrat ja nicht nur ein Blatt von Weltruf, sondern hatte von seinen früheren Reisen her gute Freunde in allen Regierungsbüros.

Seit er wieder in Indien war, fühlte er sich wie ein Fisch im Wasser: der Globetrotter, der er nicht nur von Beruf, sondern auch aus innerster Leidenschaft war, befand sich wieder in seinem Element. Als ihm abends der Boy das Bettzeug auf der breiten Lederbank seines Abteils ausgebreitet hatte, schlief er mit dem angenehmen Gefühl ein, einem Abenteuer entgegenzuellen, das seiner würdig war.

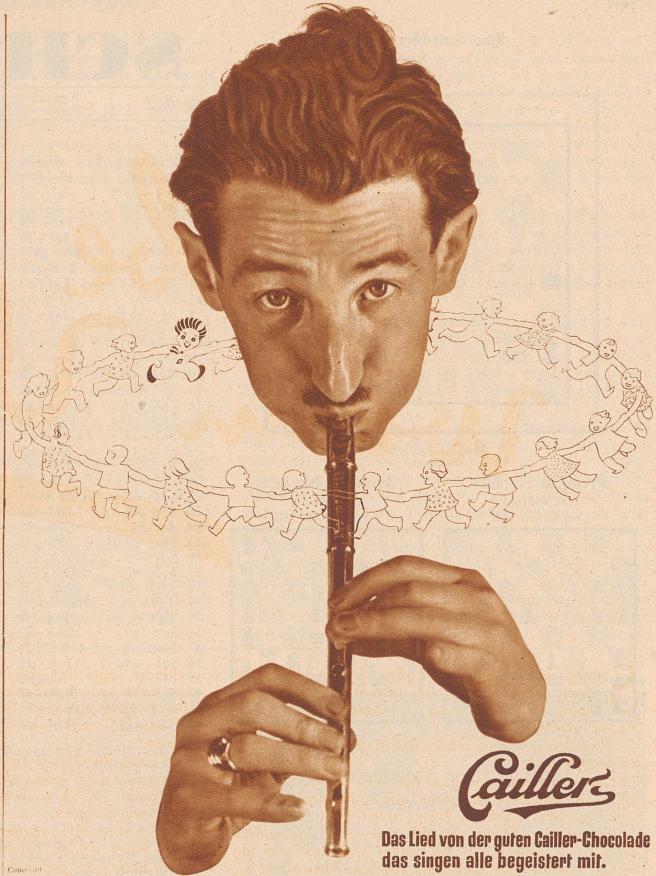
(Fortsetzung Seite 143)

Wenn Sie auf Schönheit und guten Zustand Ihres Haarwuchses halten, brauchen Sie nur

Lotion L.T. PIVER

Anerkannt gute Qualität
Anhaltender Geruch

Établissements R. BARBEROT S. A. 11-13, rue de la Navigation, GENÈVE



Für Reise u.
Sport

Für Morast
u. Schnee

Für schwere
Lasten

Für jede
Wagentype

PALLAS-CORD

AKTIENGESELLSCHAFT R. & E. HUBER PFÄFFIKON ZH. TEL. 975-301

Phot. Widder

50 SIGARI VIRGINIA
fortuna
TIPO: ORO
Ditta ANTONIO FONTANA CHIASSO

RAUCHEN IST GENUSS!

Eine **Fortuna-Brissago**
erhöht ihn!

Bitte verlangen Sie überall die 15er Fortuna-Brissago
DITTA ANTONIO FONTANA, CHIASSO

Morgens in aller Frühe war man in Kalka, wo er den Zug verlassen mußte. Von hier aus führte eine der schönsten Bergbahnen der Welt hinauf auf die Höhen von Simla, über eine Strecke, die durch genau hundert Tunnels, aus der tropischen Tiefebene Patialas ansteigt in eine Region, die mit ihren Riesentannen und mit ihrem Ausblick auf den ewigen Schnee der Bergriesen des Himalaja einen fast alpinen Charakter trägt. Für europäische Reisende und vornehme Indier steht in Kalka ein eleganter Schienen-Autobus bereit, der sie in wenigen Stunden nach Simla trägt, ohne sie in den Tunnels vollzräumen, wie es der Zug tut, der das gewöhnliche Volk und das Gepäck hinaufbringt.

Gardener betrat das Bahnhofrestaurant, wo weißgekleidete, barfüßige Diener in rotem Turban den Passagieren schnell und lautlos ein echtes englisches Frühstück servierten. Er nahm an einem abseits stehenden Tische Platz und widmete sich gerade hingebungsvoll seinem Schinken mit Ei, als ihn von hinten jemand kräftig auf die Schulter schlug:

«Hallo Gardener, seit wann sind Sie wieder in Indien? Kommen Sie von Simla oder wollen Sie hinauf?»

Er wandte sich um und blickte in das gebräunte Gesicht des Captains Donald Sheridan von den Rajputana Rifles, eines Eingeborenen-Regimentes, das er einmal ein paar Wochen während der Kämpfe gegen die Afridis und anderer «unabhängiger» Stämme im Gebiete des Chaiberpasses begleitet hatte. Während dieser Zeit war er Sherridans Zelfgenosse gewesen, und es hatte sich zwischen den beiden jene echte Männerfreundschaft entwickelt, der Raum und Zeit nichts antun können.

«Oh, Sheridan! Welche Überraschung, Sie hier zu sehen!» Der Journalist streckte dem Offizier herzlich die Hand hin. «Haben Sie schon gefrühstückt? Der Schinken hier in Kalka ist ganz empfehlenswert. Was

macht unser glorreiches Regiment? Und wie kommen Sie hierher? Meldung beim Höchstkommandierenden? Ich muß raus nach Simla, hoffentlich sind Sie nicht grade auf der Rückreise.»

Sheridan setzte sich zu ihm. «Ja, ich fahre auch hinauf. Das glorreiche Regiment habe ich verlassen, wenn ich auch noch manchmal seine Uniform trage, wie Sie sehen. Sie müssen bei mir in Simla wohnen, Gardener, ich habe ein ganz hübsches Bungalow und einen vorzülichen Koch.»

«Und was machen Sie in Simla? Sind Sie Adjutant beim Vizekönig geworden?»

«Nein.» Der Hauptmann sah sich einen Augenblick um, als wolle er sich vergewissern, daß keine unberufenen Lauscher in der Nähe seien. Dann beugte er sich zu Gardener hinüber und flüsterte: «S. S.»

Diese beiden Buchstaben haben in Indien und bei allen, die Indien kennen, einen magischen Klang. Sie sind die Abkürzung für: «Secret Service», d. h. Geheimdienst. Eine Kombination von politischer Polizei und Spionagezentrale. Seit jeher ist der S. S., insbesondere der indische, von Geheimnissen umwittert, von wirklichen und mehr noch von solchen, die die Legende hinzugedichtet hat.

Der S. S., der geheimen Aufgaben auf geheimen Wegen nachspürt, ist sicherlich eine der großartigsten Organisationen seiner Art. Rudyard Kipling hat ihm in seiner wunderbaren Geschichte «Kim» ein großartiges literarisches Denkmal gesetzt. In den S. S. berufen zu werden, ist der Traum aller jungen, intelligenten und ehrgeizigen Beamten und Offiziere in Indien.

«Da gratuliere ich herzlich!» sagte darum Gardener zu Hauptmann Sheridan. «Sie haben eine glänzende Karriere vor sich. Ich bin überzeugt, Sie werden im S. S. schnell vorwärts kommen.»

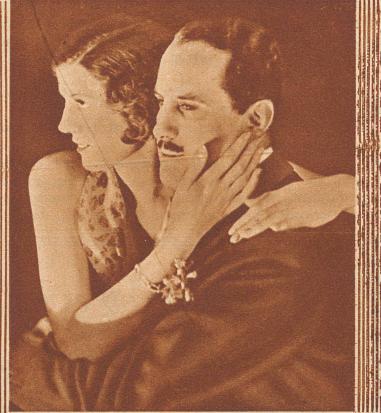
«Inshallah! Gott gebe es!» sagte der Offizier verblüffend echt im näsldnen Tonfall der moslemischen Indier. «Und was machen Sie in Indien? Hier ist doch zur Zeit gar nichts los. Aber wo Bob Gardner auftaucht, stehen immer große Dinge bevor. Ihr hört ja das Gras wachsen, Ihr Journalisten. Also belehren Sie einen armen, unwissenden Geheimagenten: wessen hat Indien sich in den nächsten Wochen zu vergegenwärtigen, wenn der König der Reporter uns die Ehre seines Besuchs erwirkt?»

Gardner lachte: «Keine Bange, Sheridan, ich bin sogar privat hierhergekommen. Meine Anwesenheit braucht Euch nicht zu beunruhigen, es wird deshalb nicht gleich Mord und Totschlag geben, nur damit ich ein paar Artikel schreiben kann. Ich will nur ein bißchen hinauf nach Senderabad . . . »

«Nach Senderabad?» wiederholte der Captain verblüfft. «Und Sie wollen mir weismachen, daß Sie so ganz ohne böse Absicht . . . Na also schön. Aber ich will Ihnen ehrlich sagen: ich glaube nicht, daß unsere Wallaha (Regierungsbeamten) Sie jetzt da hinaufflaschen werden.»

Ein Stationsbeamter kam und rief zum Einsteigen. In dem Schienenautobus, der voll besetzt war, verbot sich eine Fortsetzung des Gesprächs vor so vielen fremden Ohren von selbst. Aber während der Wagen in schneller Fahrt die Anhänge der Berge hinaufglitt, und sich immer wieder zwischen zwei Tunnels rechts und links die herrlichsten Ausblicke in die Seitentäler und auf die Ebene öffneten, dachte Gardener über das nach, was ihm Sheridan gesagt hatte. Offenbar war in Senderabad grade in irgendeiner Weise der Teufel los, und die indische Regierung hatte dort Schwierigkeiten. Wenn ein Mann vom S. S. meinte, daß er jetzt kaum die Erlaubnis bekommen würde, dorthin zu gehen, so wußte er, was er sprach.

Schmeichelnde Hände ...



Zarte, schmeichelnde Frauenhände — eine unwiderstehliche Anziehungskraft geht von ihnen aus. Zerstören Sie diesen Zauber nicht! Lassen Sie nicht zu, daß Ihre Hände reizlos werden, daß sie im Haushalt, durch Wetter und Sport ihre natürliche Anmut verlieren. Nur wenige Minuten täglicher Pflege mit dem richtigen Mittel sind erforderlich, um sie immer glatt, weiß und schön zu erhalten. Kaloderma-Gelee, das Spezialmittel zur Pflege der Hände verhindert mit Sicherheit jedes Rot- und Rauhwerden, wie sehr auch Ihre Hände angreifender Tätigkeit oder rauhem Wetter ausgesetzt waren. Es hält sie zart und jung, macht auch bereits angegriffene Haut über Nacht wieder weich und geschmeidig und verleiht Ihren Händen den seltenen, unwiderstehlichen Reiz, der von schönen, gepflegten Frauenhänden ausgeht.

Unübertroffen gegen aufgesprungene Hände

KALODERMA-GELEE zur Pflege der Hände

In Tuben zu Fr. 1.- und Fr. 1.75

Gratis: Eine Probtube Kaloderma-Gelee und unser interessantes kosmetisches Heftchen: «Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen . . . Praktische Ratschläge zur Schönheitspflege der Hand.» Bitte untenstehenden Gutschein mit 10 Rappen in Briefmarken für Porto einsenden an Firma F. Wolff & Sohn, Basel, Grenzacher Straße 63.

GUTSCHEIN

Senden Sie mir gratis eine Probtube Kaloderma-Gelee und Ihr Heftchen: «Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen». 10 Rp. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: _____

Adresse: _____

110/59

Bitte deutlich schreiben.

**Er ist da...
der neue 10 PS
FIAT
Frdita**

**Probieren Sie ihn!
3 Modelle:
kurz
lang
Sport**

FIAT AUTOMOBIL-HANDELS A.-G., UTOQUAI 47, ZÜRICH

Nun, Gardener gehörte gewiß nicht zu denen, die da gehen, wenn man ihnen sagt: «Geh!» und die bleiben, wenn man befiehlt «Bleib!». Die indische Regierung wußte das, und sie wußte auch, daß sie sich auf seine Loyalität verlassen konnte. Dieser Sheridan glaubte offenbar, er habe irgend etwas von den Vorgängen in Senderabad läuten hören und sei jetzt auf einem seiner journalistischen Spürgänge. Möchte er vorläufig dabei bleiben! Wenn man in Simla glaubte, er ahne manches, so machte man ihn vielleicht ganz zum Vertrauten, um sich seiner ganzen Diskretion zu versichern. Auf diese Weise würde es ihm am leichtesten gelingen, nach Senderabad zu gelangen.

Gegen Mittag kamen sie in Simla an. Sherridans Rikscha war am Bahnhof, Gardener mietete eine zweite und keuchend schoben und zogen die vier Kulis an jeder der leichten Wagen das schwere Gewicht ihres Europäers die steilen Bergwege hinan. Sherridans Bungalow lag weit außerhalb des eigentlichen Ortes, inmitten eines herrlichen Gartens und mit freiem Blick in ein tiefgrünes Tal und auf die Gletscher des Himalaja. Der junge Offizier war unverheiratet — Leute mit Familienanhang kann der Secret Service nicht brauchen. Aber ein indischer Hausmeister hielt die Dienerschaft so gut im Zug, wie es eine weiße «Memsahib» nie fertiggebracht hätte. Vom ersten Augenblick an fühlte sich Gardener im Hause seines Freundes so wohl wie in seinen eigenen vier Wänden.

Nach dem Essen saßen sie bei Kaffee und Zigaretten auf der Veranda, die im Schatten einer gewaltigen Zeder lag. Gardener hatte das Gespräch über Senderabad noch nicht wieder aufgenommen, er streckte sich genüßlich auf seinen Liegestuhl, als sei ihm jeder Gedanke daran, diese Veranda und dieses Haus in absehbarer Zeit wieder zu verlassen, meilenfern. Als kluger Taktiker wartete er, bis Sheridan das Geplänkel begann. Der Captain würde am Nachmittag noch in den Dienst gehen, er konnte unmöglich verschweigen, daß Gardener in Indien, in Simla und sogar in seinem Hause war, und man würde ihn auslachen, wenn er nicht sagen könnte, zu welchem Zweck er hergekommen war. Also mußte Sheridan den Mund aufturn und fragen, ob er nun wollte oder nicht.

Sheridan seinerseits wartete bis zum letzten Moment, schließlich platzte er aber doch heraus:

«Also sprechen Sie mal was, Gardener! Was wollen Sie in Senderabad?»

«Oh, ich habe es schon aufgegeben, dort etwas zu wollen. Sie haben mir ja angekündigt, daß Ihr mich doch nicht hinläßt, wahrscheinlich, weil Ihr mal wieder irgend etwas verkorkst habt und nicht gerne sähet, daß etwas

darüber in die Londoner Blätter kommt. Jedenfalls, lieber Sheridan, können Sie nicht verlangen, daß ich ausgerechnet ein erlauchtes Mitglied des S. S. zu meinem Vertrauten mache . . .»

«Aber Sie sagten mir doch, daß Sie diesmal ganz privat hier sind, und nicht als Journalist . . .»

«Das stimmt auch, Sheridan. Aber ich konnte natürlich nicht verhindern daß mir so mancherlei Gerüchte ins Ohr gedrungen sind. Und ich muß sagen, diese Gerüchte fangen an, mich zu interessieren, und dieses Interesse wird wachsen, wenn Ihr mich nicht meine eigenen Wege gehen und mich um die Dinge kümmern läßt, die mir am Herzen liegen. Auf Ehrenwort, Sheridan, Ihr könnt mich getrost nach Senderabad gehen lassen, ich werde taub und blind sein gegen alle und jede Dummkopfheit, die Ihr etwa dort angestellt habt. Keine Zeile darüber wird aus meinem Federhalter fließen. Wenn Ihr mich aber hier festhalte, so wird schon die Langeweile mich zwingen, diesen Dingen nachzugehen, ganz abgesehen von meiner angeborenen Radhuscht. Sie können sich einen Verdienst erwerben, Sheridan, wenn Sie das dem S. S. schonend beibringen würden.»

Der Captain kaute an seiner Zigarre, blies kunstvolle Rauchringe in die Luft und sah ihnen versunken nach. Dann setzte er sich mit einem Ruck auf:

«Ah was, Gardener, Sie sind mein alter Zeltkamerad und außerdem einer der gescheitesten Burschen, die ich kenne. Sie werden mich nicht in Teufels Küche bringen, wenn ich Ihnen sage, worum es sich in Senderabad handelt. Es ist natürlich streng geheim, aber Sie würden ja wahrscheinlich doch bald dahinter kommen, wenn Sie schon auf der Spur sind, wie es scheint.»

Also dieses Senderabad ist ein ganz kleines, an sich herzlich unbedeutendes Fürstentum da oben im Norden. Für uns hat es nur eine Bedeutung: als ein Teil der Grenze gegen Tibet. Wir haben da gewisse Grenzforts, und wir kontrollieren scharf die Straßen, die von Innerasien herüberführen. Die Bevölkerung von Senderabad ist zum Teil hinduistisch; der größte Teil neigt aber sehr stark zum Buddhismus, wie er in Tibet herrscht. Infolgedessen gibt es ziemlich starke Beziehungen bis hin auf nach Lhasa und Taschilumpo, und es ist ein ewiges Kommen und Gehen von allerhand Lamas oder Leuten, die als solche gelten wollen. Wir haben natürlich unsere Beobachter dort, tüchtige Kerle, von deren Existenz weder der Maharadschah, noch weniger allerdings der als Ratgeber beigegebene englische Resident eine Ahnung hat. Und wenn der Dalai-Lama sehr schnell über Senderabad manche Dinge erfährt, von denen man nur in den verschwiegensten Beratungszimmern des Regierungspalastes von New-Delhi spricht, so erfahren wir

auf denselben Wege ebenso schnell viele Dinge, die in der Mönchszeit des Groß-Lamas ausgeheckt werden. Senderabad ist eine Art Spionagelöse, und beide Teile befinden sich ganz wohl dabei.

In der letzten Zeit nun ist dieser Nachrichten-Markt empfindlich gestört worden durch Vorgänge, die im Lande selbst spielen. Die Bewohner von Senderabad sind an sich ein sehr stilles, friedliches Völkchen, und ihr Herrscher, der Maharadschah, bedrückt sie nicht mehr, als es durchschnittlich in den andern Maharadschahstaaten auch der Fall ist. Seit einiger Zeit aber gibt es dort oben Unruhen, die sich langsam zu einer Art Revolution gegen den Fürsten zu entwickeln scheinen. Die Ursachen dieser Revolte sind ebenso sonderbar wie unglaublich.

Es begann mit dem Gerücht, in Lhasa sei ein Prophet oder Messias oder wie man den Kerl nennen will, aufgetaucht, der behauptete, er sei von den Toten auferstanden. Vor ich weiß nicht wie langer Zeit — die Angaben schwanken zwischen hundert und tausend Jahren — habe er sich freiwillig auf und auf geheimnisvolle Art des Lebens entäußert, um jetzt aus seinem todesähnlichen Zustand wieder zu erwachen. In seinem früheren Leben sei er ein berühmter Yogi gewesen und der erste Ratgeber des damaligen Maharadschas von Senderabad. Nun habe sich dieser auferstandene Prophet auf die Socken gemacht und pilgerte per pedes apostolorum wieder in seine alte Heimat zurück, um das Volk zu führen und den Fürsten zu beraten.

Dieses Gerücht verbreitete sich mit Windeseile in Senderabad. Und sofort traten Leute auf, Lamas, Yogis und ähnliche Burschen, die behaupteten, es gäbe eine alte Überlieferung, nach der dieser tibetanische Zauber-Künstler wirklich sein Wiederaufersteiner für diese Zeit vorausgesagt habe. Sie wissen, Gardener, wie es bei den so stark an alles Religiöse gebundenen Menschen hier ist, und Sie werden begreifen, daß ganz Senderabad in einen Taumel geriet. Mit einemmal gilt es dort als Selbstverständlichkeit, daß dieser Wundermann aus Tibet angelatscht kommt und sozusagen die Lenkung des Volkes in seine heiligen Hände nimmt. Ich übertrage nicht, wenn ich sage, daß man in der Hauptstadt Barapu schon damit begonnen hat, die Häuser neu anzustreichen und Guirländer zu flechten, obwohl nach unseren Nachrichten der von den Toten Auferstandene Lhasa noch gar nicht

geworden ist, ist der Maharadschah selbst. Er scheint sich über den Heiligen, mit dem sein Land beglückt werden soll, gar nicht zu freuen. Im Gegenteil: er hat ihm sagen lassen, er würde ihn hängen lassen, sobald er es wage, die Grenzen seines Fürstentums zu überschreiten. Seinem ge-

Ob es regnet, ob es heiter,
wir rauchen fröhlich Splendid weiter



Habana-Stumpen



Preis Fr. 1.—

Hediger Söhne, Cigarrenfabrik, Reinach

Kinder sind aufmerksame
Beobachter . . .



Hier sehen Sie Klein-Eveli. Es stellt fest, daß die Wolldecke, die Mutti für sein neues, «großes» Bett gekauft hat, «furchtbar» fein und weich ist. Natürlich weiß Eveli nicht, daß Mutti extra

Schafroth-Wolldecke
mit dem Siegel
«Rotes Schaf»

gewählt hat, damit ihr kleiner Liebling auch wirklich ganz

mollig, weich u. warm

gebettet ist. / Man zeigt Ihnen in den einschlägigen Geschäften gern und ohne Kaufzwang unsere Qualitätsfabrikate. Auch Ihnen werden diese Decken gefallen. Schafroth-Decken kaufen heißt Schweizer Arbeitern Brot verschaffen.

Achten Sie auf dieses Siegel



treuen Volke aber hat er strikte verboten, von dem Propheten auch nur zu sprechen! Wer auf der Straße oder an einem öffentlichen Ort dabei erwacht wird, fliegt ins Gefängnis, und dort geht es nicht gerade sanft zu, kann ich Ihnen versichern.

Natürlich nützt das gar nichts, im Gegenteil! Das Ge-
rau von dem kommenden Mann geht umso stärker und leidenschaftlicher weiter, je heimlicher und unkontrollierter es geschieht. Und plötzlich hat die Sache eine ganz andere Note bekommen. Heute gilt der geheimnisvolle Yogi schon als der «Befreier» Senderabads von seinem Fürsten. Derin der hat mit seiner Schroffheit das Volk in seinem religiösen Gefühl tief gekränkt, und je strenger sein Regiment nach außen hin scheint, umso stärker ist es von innen unterholt. Der S. S. hegt wenigstens keinen Zweifel daran, daß die Stellung des Fürsten wirklich gefährdet ist, sobald der heilige Mann in Senderabad selbst erscheint.

Das paßt uns aber gar nicht in unsern politischen Kram. Wir sind bisher mit dem Maharadshah ganz gut ausgekommen. Der Teufel aber mag wissen, was hinter diesem aufgewärmten Toten steckt. Unser Bedarf an religiösen Fanatikern, die uns die Hölle heiß machen, ist durch Mr. Gandhi reichlich gedeckt, wir wünschen keine Wiederholung dieses Typs hier oben an der Grenze.

Vorläufig können wir nichts tun als beobachten und inzwischen Senderabad von dem übrigen Indien möglichst isolieren. Sie werden darum begreifen, lieber Gardener, daß unsere Behörden zur Zeit europäischen Besuch dort oben nicht gerade gern sehen. Und den von Journalisten nicht schon gar nicht.

Gardener grinste über das ganze Gesicht, als er sagte: «Setzen Sie sich ganz fest auf Ihrem Stuhl, Sheridan, damit Sie nicht vor Erstaunen lang hinschlagen. In London ist auch einer aufgewacht, der sich vor hundert Jahren zum sogenannten ewigen Schlaf hingelegt hat. Und dieser Jemand stammt sozusagen auch aus Senderabad!»

Und als der verblüffte Mann vom Secret Service den vor Erstaunen weit aufgerissenen Mund wieder zugeklappt hatte, erzählte er ihm über Medicus Stobbs gerade so viel, wie er für nötig hielt.

Sheridan lief sinnend im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Gardener stehen:

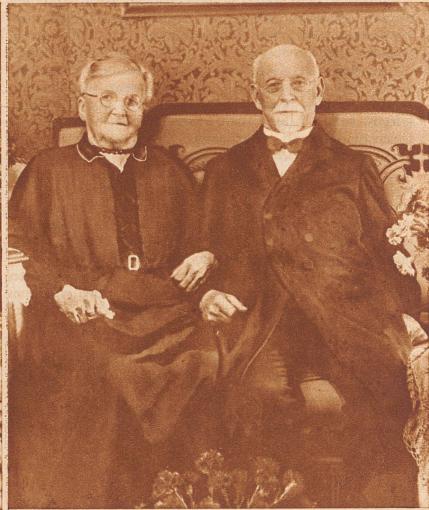
«Ich nehme an, daß Sie mir das über diesen Medicus als Ihr persönliches Geheimnis mitgeteilt haben?»

«Selbstverständlich!» beelte sich der Journalist zu sagen, der sofort verstand, daß der Captain die frisch erworbene Weisheit für sich behalten und nicht seinen Vorgesetzten mitteilten wollte. Sie gab ihm einen Vorsprung vor seinen Kollegen, dessen Wert noch nicht abschätzen war.

ZWEI DIAMANTENE HOCHZEITEN



Das Ehepaar Rudolf Tschudi-Staub, alt Postverwalter in Glarus, beginn am 30. September das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. Der Jubilar steht im 83., seine Frau im 81. Altersjahr. Aufnahme Schönwetter



Am 27. Oktober feierte das Ehepaar J. Schmidt-Raball, alt Lehrer, das Jubiläum der diamantenen Hochzeit. Die Eheleute, geistig und körperlich bemerkenswert frisch, sind beide im Februar 1848 geboren. Aufnahme Metzig

«Schön, ich werde also darüber schweigen. Und ich werde mal zuschauen, was ich für Sie tun kann, lieber Gardener. Vielleicht läßt sich die Erlaubnis für Sie doch durchsetzen . . .»

«Oh, ich zweifle nicht daran!» warf der Journalist trocken ein.

«. . . jedenfalls hoffe ich Ihnen morgen Mittag einen endgültigen Bescheid bringen zu können. Bis dahin lassen Sie sich am besten nicht allzusehr in Simla sehen.»

Als Gardener am nächsten Vormittag von einem Spaziergang zurückkam, sagte ihm einer der Diener Sherri-

dans, sein Herr lasse um den Anruf des Journalisten im Amt bitten. Er ließ sich verbinden.

«Hallo, Gardener, alter Junge!» hörte er gleich darauf die Stimme seines Freunde, «die Sache ist in Ordnung, Sie können reisen. Ich habe auch schon einen Boy für Sie ausgesucht und möchte, daß Sie sich den Burschen einmal ansehen. Er wird sich in einer Stunde bei Ihnen melden. Ich selbst komme pünktlich zum Lunch, wir können dann alle Einzelheiten besprechen.»

Lächelnd legte Gardener den Hörer auf die Gabel. Der «boy», das war natürlich ein Spion des S. S., irgend-

FRAUEN VON KULTUR

bevorzugen Männer, die ein gepflegtes Heim zu schätzen wissen. Sie werten es als Zeichen von Bildung und innerer Reife, wenn ER ihre Freude an echt silbernen Tafelgeräten — JEZLER ECHT SILBER teilt.

Für JEZLER ECHT SILBER ist der Eheherr um so leichter zu gewinnen, als es sich um ein uraltes gutschweizerisches Produkt von unverwüstlichem Wert handelt.

JEZLER
ECHTSILBER

Erhältlich nur in guten Fachgeschäften. Verlangen Sie im Laden unsere illustrierte Schrift «Warum echtes Silber — Warum Schweizersilber.»

No. 30
LADY
1 Tafellöffel Fr. 10.50
1/2 Dutzd. Fr. 60.—
1 Teelöffel Fr. 4.75
1/2 Dutzend
Fr. 25.50



ciner seiner indischen Helfer, zu denen außerordentlich kluge und tapfere Leute gehörten.

Pünktlich nach einer Stunde erschien denn auch ein großer, schlanker Mann mit tiefbraunem Gesicht, das von einem schwarzen Bart umrahmt war. Zu diesen dunklen Farben standen die seltsam hellen, leuchtend blauen Augen im Gegensatz. «Ein Afriki oder ein Schinwar?» stellte Gardener bei sich fest, denn nur bei den Bewohnern der Nordwestgrenze Indiens kommen diese seltsam hellen Augen vor: angeblich noch ein Erbe der Griechen, die mit Alexander dem Großen über den Chaibarpass an den Indus gezogen sind. Er sprach ihn deshalb auch in dem Dialekt dieser Gegend an und war nicht erstaunt, in der gleichen Sprache Antwort zu bekommen. Auf seine geschickt gestellten Fragen, die natürlich mit keiner Silbe auf die politische Aufgabe hinwiesen, die der angebliche «boy» übernommen haben mußte, antwortete der Mann mit würdiger Zurückhaltung. Als es sich um die Regelung des Lohnes handelte, verfiel er in das übliche Feilschen — als bezöge er keinen Pfennig von irgendeiner anderen Seite. Gardener hatte den Eindruck, daß der S. S. seinen Begleiter nach Sendabab sehr sorgfältig ausgesucht hatte.

Er wiederholte die getroffene Abmachung und verabschiedete den Mann. Der ging nach der zeremoniellen Verbeugung bis zur Tür, wandte sich dann aber noch einmal um und sagte zu Gardenern maßloser Verblüffung: «Du hättest mir aber gerne auch einen Whisky anbieten können, Sahib!»

Ehe der Journalist sich von seinem Erstaunen erholen konnte, riß der «boy» den Turban herunter und den Bart.

Es war der Captain Sheridan, der vor Gardener stand.

Gespräche um ein weißes Pulver.

Die Räume des Ten-Clubs waren leer, nur im Rauchzimmer vor dem Kamin hatte es sich Colonel Greasy bequem gemacht. Und hinter ihm an dem langen Tisch, auf dem die zahlreichen Zeitungen auslagen, die der Club hieß, saß Professor Pearson in einem der großen ledernen Sessel und studierte eifrig in einer Zeitschrift.

Jetzt wandte sich der Oberst um: «He, Professor, hören Sie endlich auf zu schmökern. Kommen Sie her, ich möchte was Wichtiges mit Ihnen besprechen.»

Gehorsam, wenn auch seufzend, legte Pearson die Zeitung aus der Hand und setzte sich am Kamin dem Colonel gegenüber. «Also was haben Sie so Wichtiges, Greasy?» fragte er.

«Sie haben doch auch neulich den Vortrag von diesem Kerl gehört, von diesem hundertjährigen Medicus, nicht wahr? Na, wie hat er Ihnen denn gefallen?»

«Oh», sagte der Professor diplomatisch, «sehr interessant! Besonders interessant, muß ich schon sagen.»

«Das ist alles, was Sie zu sagen haben? Ich denke, Sie sind Chemiker, Biologe, ein Kerl, der das Gras wachsen hört. Sobald man mal die Nase in die wissenschaftliche Spalte der „Times“ steckt, immer liest man Ihren Namen. Und wenn man Sie gelehrt, Huhn fragt, was Sie von diesem Hokuspokusnacher, dem Stobbs, halten, dann sagen Sie weiter nichts als: sehr interessant. Euch Gelehrte soll alle der Teufel holen.»

«Na, nicht gleich so heftig, Oberst. Was denken Sie über den Medicus?»

Greasy lugte schnell durch die offene Tür, ob sich nicht im Zimmer nebenan jemand befände. Dann platzte er los:

«Ich halte den ehrenwerten Medicus Stobbs für einen der größten Gauner, oder wenn er das nicht ist, für einen der größten Narren, die es im britischen Imperium zur Zeit gibt. Entweder ist er ein Schwindler oder ein Irrsinniger. In beiden Fällen ist es nicht sehr ehrenvoll für unseren Club, daß er auf ihn hereingefallen ist.»

«Haben Sie Beweise dafür, Oberst?» fragte der Professor.

«Beweise!» tobte Greasy, «Beweise! Wo soll ich Beweise herhaben? Da liegt doch der Hase im Pfeffer! Er hat ein altes Dokument für sich, das dem Club seine Wiederkunft prophezeite, wie den Juden die Wiederkehr des Messias geprophezeit ward, und er hat alle sogenannten Proben, die man mit ihm angestellt hat, zur Zufriedenheit bestanden. Danach können wir als Gentlemen nichts anderes tun als den Mund halten und glauben, dieser Kerl habe wirklich hundert Jahre geschlafen wie ein Murmeltier. Aber ich will verdammt sein, wenn ich's glaube! Und ich gäbe tausend Pfund dafür, wenn ich einen Beweis in die Hand bekäme, für oder gegen ihn, aber ein wirklicher, hundertprozentiger, unumstößlicher Beweis müßte es sein! Und Sie, Professor, Sie allein könnten diesen Beweis liefern.»

«Ich?» sagte Professor Pearson erstaunt.

«Ja, Sie!» Der Oberst sprang auf und setzte sich auf die Lehne des Sessels, in dem der Professor lag, so daß er ganz leise sprechen konnte.

«Sagen Sie mir zunächst, Professor, halten Sie das, was uns Stobbs da verzaubert hat, theoretisch für denkbar? Rein wissenschaftlich gesprochen!»

«Rein wissenschaftlich gesprochen gibt es nur ganz wenige Dinge, die nicht unter bestimmten Voraussetzungen denkbar wären, und das, was angeblich dem Medicus Stobbs geschehen ist, gehört sicher nicht zu den Dingen, die man unter allen Umständen als ausgeschlossen bezeichnen müßte. Wir haben Beispiele...»

«Ich schenke Ihnen Ihre Beispiele, Professor. Nehmen wir einmal die Möglichkeit als gegeben an. Dann müßte doch in dem Pulver, von dem Stobbs behauptet, daß es das Wunder bewirkt hat und von dem er noch einen gewissen Vorrat besitzen will, das Geheimnis der ganzen Sache stecken, nicht wahr? Und ein so berühmter Chemiker wie Sie müßte dem Geheimnis auf die Spur kommen können, müßte herausbekommen, aus welchen Stoffen sich dieses Pulver eigentlich zusammensetzt und welche Wirkung man von ihm erwarten kann. Habe ich mich deutlich ausgedrückt, Professor?»

«Vollkommen, Oberst. Sie übersieht dabei nur eine Kleinigkeit: ich müßte zu diesem Zweck das Pulver erst einmal haben.»

«Gewiß, selbstverständlich müßten Sie das Pulver haben, wenn Sie es analysieren sollten.»

«Aber wie?» warf der Professor erregt ein, der sich allmählich für diese Diskussion zu erwärmen schien.

«Nichts einfacher als das: von diesem Medicus Stobbs selbst. Ich nehme an, daß Ihr Chemiker nicht gleich mehrere Kilogramm von den Dingen braucht, die Ihr untersuchen sollt. In diesem Fall freilich würde er eine gute Ausrede haben...»

«Nein», unterbrach ihn Pearson hastig, «ganz winzige Mengen genügen. Wenn mir der Medicus auch nur ein halbes Gramm seines Pulvers zur Verfügung stellt, kann ich die sorgfältigste Analyse vornehmen, die möglich ist.»

«Nun also!» rief Colonel Greasy triumphierend aus, «Sie haben also nichts anderes zu tun, als diesen Mr. Stobbs darum zu bitten. Lehnt er ab, na, dann wissen wir beide, was wir von dem Kerl zu halten haben, und für mich bedarf es keines weiteren Beweises dafür, daß er ein Schwindler ist. Gibt er aber etwas von dem Pulver her, so werde ich mit Ungeduld das Ergebnis Ihrer Unter-

CAPRI Hotel Pagano VITTORIA GERMANIA
Ruhe · Sonne · Luft · Meer. Fließendes Wasser. Zentralheizung. Pension
Lire 30.— bis 40.—
Besitzer: CARLO PAGANO

ZEPHYR

reinigt
und
verschönert
den
Teint

SCHLANK
durch
MIAMOL
(MIAMOLETS)

Miamol-Dragées sind ein Hormon-Präparat, das die Fettsucht bekämpft, dabei verschärflich ist und insbesondere das Herz nicht beläuft. An dem dicken, üppigen Fettschicht auf Innentritte Miamoto alle Ablagerungen, die Gesicht, Hals, Arme usw. verursachten. Die Folge einer Miamoto-Kar ist daher ein schlanker, rassiger Körper. Miamol-Dragées (Miamotolets) kosten die Schachtel Fr. 4.50, die Kurpackung (dreifach), Fr. 1.20, und sind in allen Apotheken zu haben. Eine Broschüre und Probe sendet Ihnen gerne kostenlos.

JOSEFS-APOTHEKE, ZURICH 5
JOSEFSTRASSE 93 — ECKE LANGSTRASSE

Kräftigen Sie Ihre Konstitution
durch Anwendung unserer altbewährten Kur. Aufklärungsschrift No. 9 op
kostenlos.
Sennritti
KURANSTALT DEGERSHEIM

Solis das sicherste
HEIZKISSEN
mit autom. Ausschalter
versehen!

LIGA CORONA

WEBER'S HAVANA CIGARIES
VER. ZOSTIGUE HAVANA MITZIGUE MILD
CIGARIES WEBER MINTZIGUE
DIE GUTE ZIGARE IN STUMPFENFORM

INSERATE
in der «Zürcher Illustrierten» bringen erfreulichen Erfolg



suchung abwarten. Aber ich will meinen Hut fressen, Professor, wenn Sie nicht zu dem Resultat kommen, daß die ganze Geschichte Schwindel ist!

«Ich bin dessen nicht so sicher, Oberst», antwortete der Gelehrte. «Nicht nur in Indien, von wo das Pulver von Mr. Stobbs herstammen soll, nein, auch in anderen Ländern gibt es Drogen, die der modernen Chemie noch so gut wie völlig unbekannt sind, sowohl hinsichtlich ihrer Zusammensetzung wie hinsichtlich ihrer Wirkung. In Mexiko zum Beispiel.»

«Zum Teufel mit Mexiko! Mir fällt gerade etwas anderes ein: wie sollen wir den Burschen eigentlich finden? Ich habe ihn seit dem Vortrag noch nicht ein einziges Mal hier im Club gesehen.»

Er ging an die Tür und schellte. Dem eintretenden Diener gab er den Auftrag, Mr. Benn, den Sekretär des Clubs, herbeizurufen.

Mr. Benn erschien fast augenblicklich, er mußte in einem der Nachbäume beschäftigt gewesen sein.

«Sagen Sie, Benn», fragte der Oberst, «besitzt der Club die Privatadresse von diesem Mr. Stobbs, der neulich hier gesprochen hat?»

«Nein, Herr Oberst, aber Mister Stobbs kommt regelmäßig an jedem Mittwoch hierher, um sich seine Post abzuholen. Ich erwarte ihn eigentlich jeden Augenblick...»

«Das trifft sich ja gut... Na, mein Lieber, was haben denn Sie zu dem Vortrag des Herrn Stobbs gesagt?»

Der Sekretär verbeugte sich: «Ich war, wie Herr Oberst wissen, nicht anwesend, das Clubstatut gestattet meine Teilnahme an den Sitzungen nicht.»

«Sie ahnungloser Engel, Sie...», spottete Greasy.

«So ahnunglos nun doch nicht, Herr Oberst. Ich war zwar bei dem Vortrag nicht zugegen, aber der Schriftführer hat mir das Protokoll diktiert. Es ist freilich nicht sehr ausführlich, aber ich weiß doch ungefähr, worum es sich handelt.»

«Na, und was sagen Sie danach zu diesem Mr. Stobbs?»

Der Sekretär zuckte bedauernd die Achsel: «Mr. Stobbs ist Mitglied des Clubs, Herr Oberst. Es steht mir als Angestelltem kein Urteil über den Herrn zu.»

«Hm. Ja, Sie mögen recht haben. Also wenn Mr. Stobbs kommt, so bestellen Sie ihm bitte, Professor Pearson wünsche ihn zu sprechen, er möchte sich doch ins Rauchzimmer bemühen.»

Professor Pearson lachte: «Mißtrauen scheint Ihre her-

vorstechendste Eigenschaft zu sein, Oberst. Was hat Ihnen nun wieder unser guter Benn getan?»

«Kennen Sie die Menschen, Professor? Vermutlich nicht, Sie kennen wahrscheinlich nur Ihre Chemikalien. Ich kenne die Menschen, verlassen Sie sich drauf! Und bis zum Beweise des Gegenteils halte ich es für richtig, jeden für einen Schurken zu halten. Der Prozentsatz an Irrtümern ist bei diesem Verfahren am geringsten.»

Und nun will ich verduften. Habe nicht das mindeste Bedürfnis, diesem Medicus Stobbs zu begegnen. Ich bin in zwei Stunden wieder da, wollen mal sehen, was Sie da dahin ausgerichtet haben...»

Professor Pearson hatte die Hoffnung, daß der Medicus an diesem Nachmittag noch im Club erscheinen würde, schon fast aufgegeben, als er plötzlich ins Zimmer trat. Der Gelehrte sagte ihm mit knappen Worten, wer er sei und wie sehr ihm daran liege, jenes Pulver, das hundertjährigen Schlaf verleihe, genau untersuchen zu dürfen. Eine ganz geringe Menge würde ihm dazu genügen, und der Medicus werde sich ein großes Verdienst um die Wissenschaft erwerben, wenn er sich diesem Wunsche nicht versage.

«Aber mit Vergnügen gebe ich Ihnen eine Probe des Pulvers!» rief Stobbs aus. «Ich bin ja selbst sehr begierig zu erfahren, was eigentlich darin ist. Nur... ich habe es nicht bei mir, wie Sie begreifen werden. Wenn es Ihnen recht ist, treffen wir uns morgen vormittag hier und gehen gemeinschaftlich zu meinem Anwalt, Sir Ronald Duff, in der Pelhamstreet, in dessen Safe ich meinen Schatz verborgen habe. Außerdem will ich Ihnen gleich auch die Regeln der Dosierung aufschreiben, vielleicht gibt Ihnen das bei Ihrer Forschung einige Anhaltspunkte.»

Er setzte sich nieder und warf einige Zeilen auf einen Briefbogen. «Hier, bitte!» sagte er dann und überreichte das Geschriebene dem Gelehrten. «Übrigens werden Sie erstaunt sein, wie harmlos das Pulver aussieht. Auf den ersten Blick sind ihm die magischen Kräfte, die darin ruhen, jedenfalls nicht anzusehen; es sieht nicht anders aus als sehr feines, weißes Mehl.»

Die Herren verabredeten noch, wann Sie sich am nächsten Tage treffen wollten, dann ging Medicus Stobbs. Professor Pearson gab ihm bis ins Vestibül das Geleit. Sie waren so sehr ins Gespräch vertieft, daß sie den neugierigen Mr. Benn nicht bemerkten, der in ihrer Nähe herumschwänzelte.

Der Einbruch.

Als Kommissar Burness am nächsten Morgen früh sein Zimmer in Scotland Yard betrat, fand er seine Sekretärin am Telefon. Bei seinem Anblick rief sie: «Einen Augen-

blick, bitte!» verdeckte die Sprechmuschel mit der Hand und sagte zu ihm:

«Es kommt eben ein Anruf von Sir Donald Duff, in Firma Bigworth & Perry, Anwälte in der Pelhamstreet. Dort ist heute nacht eingebrochen worden. Man hat einen eisernen Safe geöffnet, doch konnte bis jetzt nicht festgestellt werden, was eigentlich gestohlen worden ist.»

«Gut», sagte Burness, «sagen Sie den Herren, sie möchten alles so stehen und liegen lassen, wie es ist. Ich komme sofort hin.»

Als er bald darauf das Arbeitszimmer von Sir Ronald Duff betrat, fand er diesen und seinen Juniorpartner, Mr. Chatterburgh, in heller Aufregung vor einem Safe nicht modernster Konstruktion, der in sauberster Einbrecherarbeit aufgeknablebert war.

«Na, Sir Ronald», sagte der Kommissar, nachdem er den Geldschrank eingehend betrachtet hatte, «mit dieser Sardinenbüchse haben Sie es den Burschen aber auch gar zu leicht gemacht! Das Ding knackt ja jeder intelligente Autoschlüssel auf!»

«Ich habe nie behauptet, daß dieser Schrank neuester Konstruktion ist, ich habe nur immer angenommen, daß er hinreichenden Schutz gegen Feuer biete, und das hat die Versicherung mir bestätigt. Ich habe auch nie etwas darin verwahrt, wovon ich auch nur im mindesten hätte annehmen können, daß es Einbrecher reizen würde. So weit ich feststellen kann, ist auch nichts gestohlen worden. Das ist an der ganzen Geschichte das allerselbstsamste.»

«Na», lachte der Kommissar, «dann wird wohl der Agent einer Gelddrankfabrik der Täter sein, um Sie zu zwingen, sich endlich einen neuen anzuschaffen... Ich werde jetzt durch meine Beamten die Spuren sichern lassen, und dann wollen Sie freundlich genau feststellen, ob etwas abhanden gekommen ist oder nicht. Was war denn in dem Safe?»

«Im wesentlichen nichts als Kopien von Notariatsakten, deren Originale bei den Gerichten liegen und die für jedermann völlig wertlos sind außer für mich, der sie als Handakten benutzt. Schon Testamente, die mir anvertraut sind, bewahre ich in einem Stahlenschrank meiner Bank auf, von irgendwelchen Wertpapieren, Schmuck usw., ganz abgesehen. Es ist mir deshalb völlig unbegreiflich, was die Einbrecher in diesem Schrank gesucht haben.»

Der Kommissar ließ die inzwischen eingetroffenen Beamten seines Dezernats hereinkommen, um alle notwendigen Manipulationen zur Sicherung der Spuren vorzunehmen. Dann ging Sir Ronald mit Hilfe seines Personals daran, festzustellen, ob irgend etwas vom Inhalt des Schrankes abhanden gekommen sei.

(Fortsetzung folgt)



macht das Leder weich und nachhaltig wassererdicht. Bei Behandlung der Schuhe mit WOLY-Sport ist ein Schwammigwerden des Leders ausgeschlossen.
Erhältlich in Schuh- und Sportgeschäften

Fabrikant A. SUTTER Oberhofen Thurg.

Gefahr droht Ihrer Haut durch Leitungswasser



... denn
Leitungswasser ist hart

KAISER-BORAX

nimmt jedem Wasser sofort die schädliche Härte, macht es antiseptisch und schafft reinen, jugendfrischen, gesunden Teint.

Verwenden Sie auch KAISER-BORAX-SEIFE, die mildeste Feinseife, die es gibt.